

Für Farm und Garten

Die Gartenansaat.

Für jeden Garten- und Blumenfreund hat es einen besonderen Reiz, seine Pflanzen selbst zu ziehen und es erfüllt ihn genöthlich ein im Grunde genommen auch nicht unbedeutender Stolz, wenn er dabei zu einem günstigen Ergebnis gelangt; leider sind Mißerfolge recht häufig. Von richtiger Saat und von der zweckmäßigen Behandlung der jungen Pflanzen hängt gar vieles ab, und von dem gärtnerischen Sollen kann man ganz ruhig als von einer Kunst sprechen. Es genügt nicht, keimfähige Samen auszusäen, um zu einem Erfolg in der Pflanzenanzucht zu gelangen; Luft, Licht, Bodenwärme und die Erde sind gleichfalls ganz wesentliche Faktoren. Die Ansprüche an diese Faktoren sind von allen Sämereien die gleichen, jedoch liegen noch einige Samenarten länger in der Erde als andere, ehe sie keimen, und danach hat sich die Aussaatzeit zu richten.

Kodeter, nahrhafter Boden ist für ein Saatbeet der geeignetste. Für Pflanzen, die später an einen anderen Standort gebracht werden sollen, ist ja wohl das Mistbeet der beste Aussaatplatz, weil hier die zum Keimen nötigen Bedingungen am leichtesten zu beschaffen sind, aber der kleinere Gartenfreund und durchschnittliche Blumenfreund ist selten im Besitze eines solchen. Er wird seine Sämereien dann in flache Kästchen aussäen, die im Zimmer aus Fenster gestellt und mit einer Glascheibe überdeckt werden; dies letztere ist zur Erhaltung der feuchten Luft von großem Vorteil.

Die Erde eines jeden Saatbeetes oder Saatgefäßes muß gut glatt gemacht und geebnet sein; auf unebenen Saatbeeten wird der feine Same beim Gießen verschwemmt und man erzielt, wenn man auch den häufigsten Fehler des Jüdischens vermeiden hat, nur kümmerliche Pflanzen. Feinlöcherige Samen, namentlich bei Auspflanzen ins freie Land, wo sich eine regelmäßige Verteilung schwerer erzielen läßt, vermehrt man zur besseren Erreichung dieses Zweckes lieber mit Sand oder feingehobelter Erde; auch soll man im Freien nur bei windstillem Wetter und in möglichst frischen, nicht trockenen Boden säen.

Die Kunst des Säens besteht in der gleichmäßigen Ausnutzung der Saatfläche in der Weise, daß jeder Samen einen genügenden Raum zu seiner vollen Entwicklung erhält. Nach einiger Uebung wird man dies am besten durch die schüttelnde Fortbewegung der Hand erzielen, durch deren Loder geschlossene Finger man die Samenröndchen gleiten läßt.

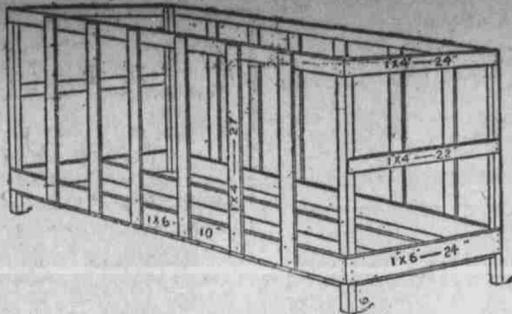
Größere Säde im Freien, auf denen die Gewächse für immer verbleiben sollen, bei Gemüse zum Beispiel, besetzt man je nachdem in Längsreihen — auch im kleinen Gärten — die man mit einer kleinen Haie, wozu möglichst nach der Schnur zieht, oder auch dreiwirrig. Welche Methode gewählt wird, richtet sich nach der Pflanzenart. Breitwürfliche Saatensind vor allem geeignet für Schnittsalat, Spinat und solche Pflanzen, die noch später einen andern Standort durch Verpflanzen erhalten und vorüberhand nur in ein Saatbeet gefügt werden. In Reihen wird man dagegen immer alle Wurzelgewächse, Erbsen und dergleichen säen; die leichtere Bearbeitung des Bodens bei der Reihenfaat ist ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Bohnen, Gurken und ähnliche stekt man häufig auch staudenweise in entsprechenden Entfernungen.

Schnittlauch.

Der Schnittlauch ist ein würziges Gewächs von sehr feinem Zwiebelgeschmack, das auf mancherlei Weise in der Küche Verwendung findet. Obwohl er leicht zu ziehen ist, so wird doch zuweilen über schlechtes Gedeihen, Vertrocknen im Sommer, Verfaulen bei nassem Wetter geklagt. Die Schuld kann dann vom Standort, vom Erdreich, oder auch von beiden zugleich herühren. Der Schnittlauch liebt einen mehr sonnigen als schattigen Standort; ist der Boden aber ein sehr leichter und schnell austrocknender, so erleiden bei heißer Witterung die Wurzeln und sterben ab; die Pflanzen fränkeln, sehen sich veranlaßt von neuem Wurzeln zu treiben, was ihnen aber nie immer gelingt, da mitten im heißen Sommer die Ruheperiode des Schnittlauchs ist. Unter solchen Umständen ist ein halbhartiger und kühl gelegener Standort einem sehr sonnenreichen vorzuziehen.

Was den Boden im allgemeinen betrifft, so soll weder zu leicht und locker noch zu schwer sein. Da der Schnittlauch seine Wurzeln nicht tief in die Erde sendet und schwerer Boden die Feuchtigkeit gut hält, so kommt er in etwas feisterem Boden besser fort als in lockerem. Der Boden darf aber auch nicht an festeren Wurzeln leiden, weil sonst ein Gedeihen

Futterraufe für Lämmer und Schafe.



Futterraufe für Lämmer und Schafe.

Unsere Abbildung stellt eine Futterraufe dar, aus welcher sich erfahrungsgemäß sowohl Kraftfutter als auch Raufutter bequem an Lämmer und Schafe verfüttern läßt. Die Breite der Raufe ist 2 Fuß, äußeres Maß, die Länge kann nach Belieben aus Zweckmäßigkeitsgründen gewählt werden; empfehlenswert ist es, daß man die Länge so wählt, daß die Raufe genau zwischen zwei Pfosten im Stall paßt. Macht man die Raufe länger als 12 Fuß, so sollte der obere Rahmen aus 2 1/2 Zolligem anstatt 1 1/2 Zolligem Holz bestehen. Im übrigen sind zu der Abbildung nur wenig Erklärungen und Erläuterungen mehr notwendig, da die Raufe ja in der Zeichnung angegeben sind. Die Holzrechnung für die abgebildete Raufe stelle sich folgendermaßen:

4 2 1/2 zöllige Edelposten, 34 Zoll lang; 2 1 1/2 zöllige Quereisen unten an den Quereisen, 24 Zoll lang; 4 1 1/2 zöllige Quereisen oben an den Quereisen, 24 Zoll lang; 2 1 1/2 zöllige obere Längsleisten, 10 Fuß lang; 2 1 1/2 zöllige untere Längsleisten, 10 Fuß lang; 20 1 1/2 zöllige, aufrecht stehende Ratten, 27 Zoll lang (diese Ratten sind mit etwa 7 Zoll Abstand aufgenagelt); 20 Fuß Bretterboden, geschnitten in Stücken von 24 Zoll und gut ineinandergefügt; 1 10 Fuß lange Latte aus 1 1/2 zölligem Holz, die den Boden der Raufe in zwei Längsstränge einteilt. Die 6 zölligen Bodenbretter der Raufe sind 7 Zoll über dem Erdboden auf, die unteren Rahmenleisten aufgenagelt, so daß der Boden des Troges sich 6 Zoll über dem Erdboden befindet.

und Auslaufen eintritt. In vielen Fällen erweist sich ein Vermengen von leichter und schwerer Erde als sehr zweckmäßig. Die Ausführung dieser Arbeit dürfte nicht schwer fallen, da wegen nur geringen Bedarfs des frischen Krautes des Schnittlauchs die Anbaufläche meistens nur eine kleine ist. Das betreffende Erdreich soll nahrhaft, doch nicht zu fett sein. Auch ein Umpflanzen, das alle zwei bis drei Jahre vorzunehmen ist, trägt viel zum guten Gedeihen des Schnittlauchs bei.

Futterkalk für Jungvieh.

Nach trockenen Jahren hat man wiederholt beobachtet, daß die geernteten Futterpflanzen arm an Mineralstoffen sind, weil der Boden wegen mangelnder Feuchtigkeit die Stoffe nicht genügend auflösen konnte. Infolgedessen erhält dann auch der Knochenbau bei solchen Pflanzen ernährten Tiere keine genügende Zufuhr an phosphorhaltigem Kalk und anderen mineralischen Nährstoffen. Die Tiere zeigen, wenn es ihnen an Kalk fehlt, schließlich Abmagerung, Apathie, Steifheit der Bewegung und erschwertes Aufstehen. Da nämlich die Knochen der Tiere größtenteils aus phosphorhaltigem Kalk bestehen, so ist es notwendig, daß besonders das Jungvieh zur Bildung eines normalen Knochengewebes genügende Mengen von Phosphorsäure und Kalk im Futter aufnimmt. Bei einer normalen Fütterung mit gutem Heu und Krautfutter ist dies auch der Fall, und es braucht deshalb keine Zufuhr von mineralischen Stoffen zu erfolgen. Ist aber das Heu von Böden, die arm an diesen Stoffen sind, so wird natürlich auch das darauf gezüchtete Heu arm daran sein, und wird dadurch wenig oder gar kein Kraftfutter mitgefüttert, so fehlt es an den Knochenbildenden Stoffen. Die Folge davon ist eine ungenügende Knochenentwicklung, ja sogar Knochenweichheit. Diesem Uebelstand kann dann nur durch Befütterung von Futterkalk (Futterkalkmehl) abgeholfen werden. Besser wird es allerdings sein, wenn phosphorhaltigen Kalk in Zukunft nicht direkt den Tieren zu geben, sondern ihn durch Düngung mit Phosphatdüngern und nötigenfalls auch mit Kalk dem Boden zuzuführen, wodurch dann nicht nur mehr Futter, sondern auch solches mit den erforderlichen Mineralbestandteilen erzeugt wird.

Wunde für Pferdebehandlung.

Drei wichtige und wertvolle Dinge muß man das Pferd lehren: Anzuhalten, anzuhalten und wiederanzusetzen auf Zuruf. — Die drei wichtigsten Eigenschaften an Hufe sind: eine gute Hornbildung, ein elastischer Strahl und taubellose Fußränder. Bei richtiger Sorgfalt kann diese jedes Pferd haben. — Drei Feinde gibt's für den Huf: eine zu lange Rehe oder zu hohe Tragrinne; starke Nägel zu hoch geschlagen; das Verstopfen und Zurückdes Fußes nach dem Gehen. Zwei wichtige Punkte gibt's bei der Pferdepflege: Man gebe keine übermäßigen Gaben an Hafer und Heu, namentlich an Sonn- und Feiertagen; lasse ein Pferd nie länger als einen Tag unbeschäftigt im warmen Stalle. — Drei Dinge bringen das Pferd auf den Hund: unregelmäßiges Füttern und Trinken, der Zeit und der Menge nach; eiliges Jagen vom Stalle weg; ständige Aufregung bei der Arbeit und während der Mahlzeit. — Beim Reiten sind drei wichtige Punkte zu beobachten: Reizige die Haut täglich, aber nicht grob; büchse Wärme und Schweiß fortzuführen; entferne allen Schmutz am Hufe und besonders an der Sohle.

Gefährliche Giftpflanze.

Es wird von sachkundiger Seite darauf aufmerksam gemacht, daß wir hier in Amerika in einer von den kompositen gehörenden Pflanze, die den botanischen Namen „Cypatorium urticifolium“ führt und als weißblühender Schlangengift (White Snakeroot) bezeichnet wird, eine nicht ungefährliche Giftpflanze besitzen. Tiere, die sie fressen, werden nämlich blind und schafe, werden häufig von der sogenannten Fütterkrankheit (Trembles) befallen, die in vielen Fällen einen tödlichen Ausgang nimmt. Personen, welche Milch oder Butter von derartig erkrankten Kühen genießen, erhalten nicht selten die „Milchkrankheit“, die ebenfalls tödlich verlaufen kann.

Diese recht ansehnliche Pflanze wird meistens auf niedrig gelegenen, selbst kumpfigen Lande gefunden. Sie wird bis zu 4 Fuß hoch, ist meistens unbehaart und hat sich gegenüberstehende, langstielige, dünne, eiförmige und scharf gezähnte Blätter. Die Blüten, die man von Juli bis November fin-

det, sind blendend weiß. Die Pflanze ist verästelnd, hat zahlreiche Wurzeln und ist daher schwer auszurotten. Bestehende Abbildung mag das Erkennen der Pflanze erleichtern. In den letzten Jahren sind besonders aus dem Staate



Ohio mehrere Fälle von Vergiftungen des Viehs durch diese Pflanze gemeldet worden.

Mittel gegen Euterentzündung.

Gegen Euterentzündung wird neuerdings als ein erfolgreiches Mittel die Massage empfohlen. Die betreffende Kuh ist in einen der Zugluft geschützten Stand zu bringen, mit einem Gemisch von Kampferspiritus und Terpentinöl zu besprengen, fröhlich die Haut zu reiben und mit einer Decke zuzudecken. Weiter ist noch ein lauwarmes Klystier zu geben und ein Quart Pfefferminze mit etwas Whiskey wird eingegeben. Das träge Viertel wird nun mit der eigenen, noch gesunden Milch der anderen Striche, ohne Salbe zu benutzen, kräftig massiert und die trante Milch so viel es geht, ausgegossen und zwar so lange massiert, bis entweder wieder gute Milch kommt, oder doch die Geschwulst weicher wird. Das Verfahren wird nach einigen Stunden wiederholt und nötigenfalls noch kräftiger und länger ausgeführt.

Der deutsche Wald.

Bekanntliches über seine Beschaffenheit und Ausdehnung.

Wie sehr der Waldreichtum der Erde schwindet, wird ersichtlich, wenn die Lauffade konstatiert werden muß, daß trotz der immer häufiger werdenden Erhebung von Holz durch Eisen, Blech oder Emaille die Gefahr nicht von der Hand zu weisen ist, daß die Holzvorräte der Welt in den nächsten Jahrzehnten noch mehr zurückgehen, als das in letzter Zeit schon der Fall war. Zwar haben auch frühere Zeiten in den Wäldern des Erdballs ungeheure Verwüstungen angerichtet: Italien, Spanien, ein großer Teil der Balkanländer haben sich bereits im Mittelalter ihrer Wälder beraubt, die Chinesen haben weite Strecken ihres Landes entwaldet, und was der Beispiele mehr sind. Aber vor 50 Jahren waren doch noch riesige Gebiete der Erdoberfläche mit Wald bedeckt, die ihn heute verloren haben, namentlich hier in Amerika, wo ein arger Mangel an Holz in den Wäldern getrieben worden ist. Selbst in Ländern, die eine vorzügliche Waldpolitik treiben, beginnt sich infolge der zunehmenden Bevölkerung und der steigenden wirtschaftlichen Bedürfnisse Holz mangel bemerkbar zu machen. Alle Kulturstaaten werden also ein wachsendes Auge darauf haben müssen, daß sich ihre Holzversorgung nicht allzusehr vermindert.

Und dann der deutsche Wald! Man hat sich gern das alte Germanien als das Land eines einzigen Urwaldes vorgestellt. Mit Unrecht. Der germanische Wald ist von mehr oder weniger Siedlungsbezirken unterbrochen gewesen. Zunächst waren es Steppengebiete, wo sich die Germanen niederließen, wie z. B. die Niederungen der Saale und Elbe, der Strand des Harzes, die oberdeutsche Tiefebene und das Nordland der Alpen. Die Annahme ist berechtigt, daß der damalige Wald vielleicht fünfzig, vielleicht auch fünfundsiebzig Prozent des Landes bedeckt hat. Den Römern war der Wald eine Stätte des Erredens, und sie sind auch nur da eingedrungen, wo sie warme Quellen oder Erzgänge antrafen, oder wo der Wald ihnen für strategische Zwecke tauglich erschien. Der Wald war ihnen höchst unheimlich, und Ereignisse, wie die Schlacht im Teutoburger Wald, konnten natürlich auch nicht dazu beitragen, ihnen dieses Gefühl der Unheimlichkeit auszutreiben. Aber auch die Germanen selbst haben im Walde nicht gewohnt. Er war noch der Feind der Kultur, der Ort zauderlicher, oft gefährlicher Gewalten.

Ja jener Zeit wohnten die Menschen am Saum des Waldes, wenn sie auch ihre heiligen Haine in die Wälder verlegten. Ammählich drangen die Menschen von dem Saum des Waldes in das Innere vor, um Rodungen vorzunehmen, und die deutsche Waldesgeschichte kennt zwei große Waldrodungsperioden, von denen die erste schon im 6. Jahrhundert beginnt und ihren Höhepunkt zur Zeit der Karolinger erreicht, während die zweite erst ungefähr um das 11. Jahrhundert einsetzt. Der treibende Grund dazu war immer die zunehmende Bevölkerung und im engsten Zusammenhang damit die Beschaffung neuer Wohn- und Ackerbauflächen. Immerhin ist diese erste Periode von keinem nachhaltigen Einfluß und großer Ausdehnung gewesen. Es dürfte sich bei der Rodung im Schwärzwald kein Ort finden, dessen Entstehung noch bis auf die Karolingerzeit zurückreicht.

So nahm der deutsche Wald ums Jahr 1000 noch im wesentlichen seine alte Gestalt an, und die Salangen, Bären, Wölfe, Schwarzwild usw. kamen überreichlich in ihm vor und boten dem Jäger die beste Gelegenheit zur Ausübung des Wildwerkes. Erst um das 12. Jahrhundert wurde hierin Wandel geschaffen. Zu jener Zeit entstanden die Städtenamen auf „roda“ oder auf „hagen“, ein Beweis, daß die Orte durch Rodung oder durch Eingehung entstanden sind. Nicht alle diese Orte haben sich, wie uns die Geschichte zeigt, dauernd erhalten. Daran waren größtenteils die Kreuzzüge, insbesondere hat der dreißigjährige Krieg, so viel Schaden und Elend er auch über's Land brachte, das Verdienst, ein Förderer des deutschen Waldes gewesen zu sein, indem er für immer manche alte Fläche wieder zurückerobert hat, die bereits für ihn verloren war.

Vom 14. bis 18. Jahrhundert zeigt sich das Bestreben der Deutschen, die Waldfläche zu erhalten und eine geordnete Forstwirtschaft zu betreiben. Aber selbst im 19. Jahrhundert hat die Waldpolitik noch Wandlungen durchgemacht, und in seiner ersten Hälfte sind noch vielfach ausgedehnte Umwandlungen von Wald in Feld vorgenommen, auch die Rodungsverbote eingeschränkt oder gar beseitigt worden.

Offener Schreibbrief des Philipp Sauerampfer.



Mein lieber Herr Redaktion! In den Kalender steht geschrieben, daß im März der Spring gefahrt hat und für den Resten ist mein letzter Schreibbrief tendent aus der Plebe gewesen. Immer einmüde duhn ich ja mit das Wetter mache und der Kalender duht sich auch nit im allgeringsten drum batters, ob er sagt Spring un es duht friere, oder er sagt Winter un mer tann in seine Biewiedies auf deifch Badpohs geruise, erumlaufe. Bevor daß ich mich wie das so mein Häbitt is mit Friedrichsdenke befähigt, will ich ichne noch emol e Stidelse verfähle, was am Senkt Petriadsbog zu mich geschäpnd is.

Ja hen am Tag zuvor ausnahmsweis emal bei den Wedesweiler gefosse un hen e par Drinks genomme un da sagt der Wedesweiler: „Weus, hat er gefogt was is Amerika in die erste kein? Un da hen mer all gehallert „Nühtel sin mer!“ Der Wedesweiler hat gefogt: „Das sin mer anwoer auch, un for de Riesen, misse mer auch annerer Reifchens e wenig epprichsche ganz in eppelcheit, wenn solche Reifchens unere Freunde sin. Da sin for Instans die Cirische. Früher hen ich nit juhs for se gehalt, bielsah se hen unere deifche Leut immer die beste Schäpps, wie for Instans an die Poliesfoks nor die Nas eweg geschnappt. Anwoer seit den Wähe hen mer ausgefuhne, daß die Cirische auch kein juhs for die Britische hen un daß je all häppie wäre, wenn die Deifche bene britische Menschenfreunde all die Gorge erumdrehe dehte. For den Riesen sag ich jeht: „Morge is Senkt Petriadsbog un den duhn mer zellebreste!“

Das is gut genug, denn ich gebent, anwoer wie könne mir deifche Leit den cirische Dag zellebreste. Ja hen gefogt: „Wedesweiler du hast uns mit dein Spielfsch gejeit, daß du mit den richtige Spiritus gefüllt bist un daß du das Herz auf die rechte Seit halt. Ja hen auch gen reddig un willings mit zu mache, anwoer bevor daß, deht ich doch gleiche, daß du uns emal beine Ebidie verapohs duht, so daß mer auch intelligient drinwer zalte könne.“ Der Wedesweiler hat gefogt, er hält ganz die nämliche Sprinjen, anwoer das viele Schwäpze deht ihn so dreit in sein Hals mache, daß er puttinerer Kattenbitten spitte deht. Er hat mich dabin angequid un ich hen den Hain genomme un hen gefogt, er soll emal jeden e Drink genowe. Das hat er sich nit zweimal fage lasse un in e Tschiffie hat jeder sein Drink gehalt. Schreiß uff, henich gefogt, ich denke, daß mehliche noch mehr dazu komme duht un dann hat der Wedesweiler gefahrt sein Plan von sich zu genowe.

Seine Ebidie war, daß mer uns an die Verrechd beteilige sollte un zu dem Zweck, all griene Redetis un e grienes Wätsch trage sollte. Wenn ein ner von die deifche Leit rote Haar häit, dann war er priffilietisch vorne bei den Kammiter zu marsche, die annerer dehte die Verrechd zu vereschöne Abschluß bringe. Wenn die Verrechd abgewidelt war, dann dehte mer all in ein hieher in den Saluhn marsche un dehte so viele von die wascheite Cirische mitnehme, wie mer nur könnte, de moir de merrieht. Er deht sein, daß e wenig Wätsch da war un dann häite mer e große Zeit. For den Fall, daß es Truuel genowe deht, das meint, daß e freit aufstomme deht, was ar, den Halliedeh gar nit so impaffibel wäre, dann müßt sich jeder alle e Kammiter von einem dente un soviele von die Cirische emaus schmeisse wie möglich, for daß mit nit aufgemidit werde dehte meny die Polies komme duht. Soweit die Drinks konzertiert wäre, mollt er gleich fage, daß da jeder einzele wo eddes genise duht rispannibel is for die Drinks, die er nemme duht, edsksept, wenn jemand dazu sühle deht, emal for das Haus aufsege zu lasse. For den Triet deht dann reiteweg tolliedert werde.

Mer hen den Wedesweiler for die längste Zeit zugehört, anwoer ich tann Ihne fage, es hat in meine Inseit gebeult. Da tann mer emal sein, hen ich so ganz lohnbedienstet zu mich gedent, was der Wedesweiler for em trauriger, fedendhüch Knopp is. Bei ihm tann zurecht das Wätsch un er gibt gar nids drum, was for e Körper er dazu juhte duht. Gedent hen ich noch e ganze Zeit mehr, anwoer gefogt hen ich nids, bielsah ich hen die Zellebresten nit spuele wolle; ich hen, off Rohrs, gewidht, daß die annerer Kostiemerch den nämliche Weg wie ich gefüht hen, un da hat es mich auch weiter nids ausge-

macht, ob der Wedesweiler so e schmale Rohricht is oder nit; ich hen nur soviel gewidht, daß, wenn er dran gefigert hat, daß ich den Maßt triete dehte, daß er dann den größte Mistel in sein Leine gemacht hat.

Der Wedesweiler hat gefogt, mer sollte reiteweg noch hingehn un uns den griene Stoff kriegen, oder was noch besser wäre, mer sollte ihn emal gleich jeder zwei Schilling genowe, dann deht er seine Alte hinschide, den Stoff for uns zu lasse. Den Weg hat er uns wenigstens noch e halme Stund in den Saluhn gehalt. Während er mit seine Alte getoht hat, hen ich zu die Stomgüsch gefogt: „Nau Weus, in so ebaut zehn Minutte gehn mer all fort un dann misse mer an die Körner im Vuhrtuhn noch e wichtige Mietung abhalte. Mer wolle doch emal sein, ob es sein muß, daß, wenn mer auch sein ganzes Leine lang einsehl is, womit ich verbleibe Ihne Ihne lieber

Philipp Sauerampfer.

Kaffianenblüten.

Eine der schönsten Augenweiden in der Frühlingzeit.

Einer der stattlichsten unter unseren Laubbäumen, die Kaffanie, entfaltet bald ihre Blüten, die hohen, weissen, aufrechten Rispen, die über den Blattstärmen stehen, mit denen zusammen sie aus einer Knospe sind, während die Knospenschuppen, die so lange als Schutz dienen, abfallen und unter den Blümen liegen. Die Blüten der Kaffanie sind nicht rein weiß gefärbt, sondern entfallen gelbe und rote Tupfen im Blütenrande, die Saftmale, die den Insekten, die die Bestäubung vermitteln und zum Lohne dafür mit süßem Saft besüßert werden, den Weg weisen. Diese beiden Farben sind aber auf verschiedene Blüten verteilt. Die Farbe des Saftmals wechselt je nach dem Alter der Blüte: die jüngere Blüte hat die gelben Tupfen, die ältere die roten, und die Umwandlung der Farbe erfolgt durch unbekannte chemische Prozesse. Zerlegt man eine einzelne Blüte, so findet man einen kurzen, fünfblätterigen Kelch, in dem fünf Blumentronenblättchen sitzen, zwischen denen sieben Staubgefäße um den Griffel herumstehen. Die fünf Blätter sind fein gefaltet, am Rande kraus und wolkig behaart und dazu verschoben groß. Zwischen den Stielen der oberen Kronblätter sitzt der Nektar, der durch eine weiße Behaarung der Stiele und der oberen Staubgefäße am Herausfliegen gehindert wird, u. auch die vorgerückte Stellung der Blüte ist gleichzeitig ein Zugeständnis an die bevorzugten Besucher, größere Hummeln, deren schwerer Leibern sie das bequemste Anfliegen und Arbeiten ermöglicht. Je nach dem Alter, das aus den gelben oder roten Tupfen an der Blüte erkannt werden kann, ist diese nun verschieden entwickelt.

Bei der Kaffanie sind zwar beide Blütengeschlechter auf einer Blüte vereinigt, aber Staubgefäße und Narbe reifen zu verschiedener Zeit. Das gilt jedoch nur für die mittleren Blüten der Rispe, denn bei den unteren ist die Einrichtung so, daß sich die weiblichen Organe entfalten, während die männlichen verkrümmern, und bei den Blüten an der Spitze ist es umgekehrt. Diese Erscheinung nennt der Botaniker Trimongie (etwa Dreiein-Häufigkeit). Aus einer gelbgetupften Blüte streckt sich der aufsteigende Hummel als einzige Sichelgelegenheit der Griffel mit der Narbe entgegen, wie die Sichelstange vor dem Fluglande des Startens, so daß das Insekt zugleich dem Nektartröpfchen gemüßberührt. Die Staubfäden dagegen hängen mit geschlossenen Staubbeuteln herunter. Die Blüte tann also nur durch fremde Bollenkörner, die das bejuchende Insekt an der Unterseite des Körpers mitbringt, bestäubt werden, jedoch nimmt das Insekt seinen neuen Blütenlauf mit. Erst in den älteren Blüten mit den roten Tupfen, bei denen die Narben schon bestäubt und dann eingeschumpft sind, finden sich entwickelte Staubbeutel. Diese sind inzwischen erheblich länger geworden, bilden für aufsteigende Insekten die Sichelgelegenheit und bestäuben sie mit ihren Pollenkörnern. Die Sichelrichtung der Kaffianenblüten ist den größeren Hummeln angepaßt. Wenn die Blüte besucht, arbeitet sie schon nicht richtig, denn die Biene hängt sich kein Nektarauge von unten an die Staubfäden und streift die Narbe nicht, und fliegen, die sich beim Honigsaugen auf die Blätter setzen, kommen überhaupt weder mit den Staubbeuteln noch mit der Narbe in Berührung und leisten also für die Bewirtung gar keinen Gegenstand. Daß nur an den unteren Blüten des Blütenstandes weibliche Organe wirklich entwickelt werden, hat auch seinen Nutzen, denn natürlich wäre eine so schwere Frucht wie die Kaffanie, wenn sie an einem sehr langen aufrechten Stiele säße, außerordentlich gefährdet.

Was du anderen mitgeteilt hast, ist nicht mehr dein eigen. Also schmeize über dein Betel.

Allerlei für's Haus.

Leber und Metall zu verbinden. In diesem Zweck besteht, diese Masse dient gewissermaßen als Lötlas. Das eigentliche Lot oder die Plombe ist ein Kupferamalgam, das man erhält, indem man ein Kupferstück mit Zinkstücken füllt, den Niederschlag wäscht, trocknet und mit der doppelten Gewichtsmenge Quecksilber oder etwas darüber vermischt und zu Kugeln formt. Diese werden vor dem Gebrauche in einem kleinen Mörser weich gerieben. Wenn man nun die Verbindungsstelle zunächst mit dem Natriumamalgam anreibt, so haftet das Kupferamalgam daran und erhärtet in etwa 3 Stunden. Die Masse kann mit dem Hammer oder Meißel zerbrochen werden, oder auch bei einer Temperatur, in welcher Blei flüssig ist.

Marmor zu bemalen (mit Blumen) muß man vorher die Fläche mit verdünnter Salzsäure bepinseln (dieses ähnt) Fettsäure auf Marmor lassen sich, wenn sie nicht zu alt sind, mit Salmiagelb fortwaschen. Mottenschuymittel. 1) Warmen Essig gieße man auf einen heißen Stein oder Plättchen und lasse den Dampf an den Wänden der Zimmer, durch die Betten und Kissen, in denen sich Motten befinden, ziehen. Dieser Dampf ist denselben so sehr wider, daß sie gleich vom selben getötet werden. Man kann durch öfteres Räucher mit diesem Essigdampfe auch die Zimmer, in denen sich bisher keine Motten befanden, vor denselben auf immer schützen. 2) Rimm Kampher, etwas zerstoßene Nelken, Pfeffer, etwas zerstoßene Rosenmunde, Pfeffer, was dies in ein leinemes Säckchen und lege es in den Kasten, oder lege zerstoßene Zitronen in eine kleine Schachtel und tue sie in den Kasten. 3) Geborries Wallnusslaub, Hopfen und Kraufemünze, Wermut, Kienholz, Löschpapier in Kienöl eingetaucht, Sollen sich schon früher Motten in den Pelzen u. s. w. eingefunden haben, so vertriebt und tötet man solche dadurch, wenn man einen Ziegelstein ganz glühend macht, guten Weineffig darauf schüttet und den Dampf in das Pelzwerk u. s. w. streuen läßt. Hierbon sterben alle Motten, aber auch sogenannte Schaben.

Dem Leber einen schönen grünen Goldglanz zu geben. Um dem Leber einen grünen Goldglanz, wie wir ihn auf den Flügeldecken der spanischen Fliegen und anderer Käfer wahrnehmen, zu geben, überstreicht man das auf einem Tische platt ausgebreitete weisse Leder mit einer Lösung von Leim oder Gummi arabicum, oder auch mit einer Lösung von Alaun oder Pottasche oder Weinsäure, und reibt dann die Oberfläche so lange mit geschloßnem Blausalz, bis die gewünschte Farbe zum Vorschein kommt. Der Glanz wird noch erhöht, wenn man das Leder nach der ersten Operation mit Blut bestrichet und abermals mit Blausalzpulver reibt. Das zu diesem Zweck angewandte Blausalz muß aber vorher, mit Wasser angefeuchtet, so lange an einem mäßig warmen Orte stehen, bis eine Eßlösung desselben eingetreten ist, insofern welcher es erst den schließenden Glanz erlangt, den man dann auf's Neue überträgt. Das Trocknen und weitere Bearbeiten des Leders erfolgt auf die gewöhnliche Weise.

Höllensteinflecke. Ist die Befleckung der Wäsche mit Höllenstein leicht, so daß die Färbung nicht tief schwarz erscheint, so kann man eine konzentrierte Lösung von unterschwefligsaurem Natrium anwenden, welche unbeschadet der Haltbarkeit des Gewebes mehrere Stunden einwirken darf. Reicht dieses Verfahren nicht aus, so wendet man nach vorhergehendem Auswaschen mit reinem Wasser eine Quantität Essig an, die insofern ein fürchterliches Ätzmittel ist und namentlich mit feiner wunden Stelle in Berührung kommen darf.

Eingegrabenes Holz gegen Fäulnis zu schützen. Es ist nicht nötig, eingegrabenes Holz zu imprägnieren oder zu verholzen; sondern wenn man es nur vertreibt, mit dem Wurzeltelne nach oben, einträgt, bleibt es viele Jahre unversehrt.